

Aus der Zeit gefochten

In manchen Studentenverbindungen müssen die Mitglieder an Fechtkämpfen teilnehmen. Dabei kommt es immer wieder zu Körperverletzungen. Rechte Strukturen sind alles andere als selten. Über drei junge Männer, die zwischen Tradition und Moderne schwanken



Das Verbindungsdress zieht man heute nur noch ein paar Mal im Semester an

Text und Fotos **Joscha F. Westerkamp**, Bochum

Niels trägt Jeans und Hoodie, als er die Treppe herunterkommt. Er hat unsere Verabredung vergessen, gibt er zu und öffnet schnell ein Fenster, damit der Zigarettergeruch aus dem Kneipsaal verschwindet. Wir setzen uns an einen Tisch, der noch mit Korbschlägern, Kettenhemden, Stoffgewändern und Metallhelmen bedeckt ist.

Niels, 22 Jahre alt, studiert Humanmedizin in Bochum und nennt sich, das kommt so früh durchaus überraschend: Fan der Grünen. Er wohnt in einem riesigen Haus, zusammen mit seinen Bundesbrüdern, ein paar davon sind auch hier, alles Bochumer Studenten, von Heilpädagogik bis soziale Arbeit, von Bauingenieurwesen bis BWL ist alles dabei. Sein Mitbewohner Henri etwa studiert Lehramt. Sie sind Korporierte, Burschen ihrer Landsmannschaft, der Ubia Brunsviga Palaemarchia, einer pflichtschlagenden Studentenverbindung in Bochum. Jedes Mitglied hier muss fechten, aus Tradition. Das hat schon der älteste Herr so gemacht und die Generation davor auch.

Auf ihrer Website gibt sich die Verbindung modern und cool, beantwortet in einer FAQ-Rubrik die Frage „Ihr fechtet? Warum?“ mit „Weil wir es können“. Das Verletzungsrisiko sei dabei geringer als beim Fußball oder Boxen, schreiben sie – und wer es selbst mal unter die Lupe nehmen will, soll einfach vorbeikommen.

Womit wir hier sind: In ihrem Kneipsaal, einem mittlerweile nicht mehr ganz so nach Zigaretten muffelndem Raum, an dessen Wänden ausgestopfte Füchse, Flaggen, Wappen, Bänder, Mützen, Fechtschläger und vergilbte Porträts von

Männern hängen, die in den letzten 150 Jahren hier Burschen waren.

Niels nimmt sich Armschutz, Handschuh und Helm aus dem Wirrwarr an Sachen auf dem Tisch und zieht sie sich über. Sein rechter Arm ist bis knapp unter die Schulter geschützt, Handschuh und Stulp, so nennen sie den Armschutz, fest miteinander verzurrt, kein Schnitt kann durchdringen und kein Schlag verletzen. Der Helm reicht über den gesamten Kopf. Die Montur wirkt im Vergleich zu der beim Sportfechten wie eine Ritterrüstung neben dem Anzug von Iron Man. Aber was macht das schon, wenn sie ihren Zweck erfüllt?

Niels gegenüber steht einer seiner Bundesbrüder, genauso geschützt, beide halten ihr Fechtgerät, den Schläger, in der Hand. „Hoch, bitte!“, ruft Niels und sie strecken den Schläger in die Höhe. „Mensur – fertig – los!“, ruft er, beide schlagen ihre Schläger gegeneinander und die Partie ist eröffnet. Immer abwechselnd lassen sie ihren Schläger rüberziehen, treffen mal den Stulp des anderen, mal die Klinge seines Schlägers. Ponk, klirr, klirr, ponk, klirr.

Nach zehn Hieben ist die erste Runde vorbei. Bei einer Mensur, dem Event, auf das sich hier alle vorbereiten, würden 39 weitere folgen. Dann fechten sie mit einem Burschen einer anderen Verbindung, einem geschliffenen scharfen Schläger und deutlich weniger Schutz. Statt einem Helm tragen sie dann, auch heutzutage noch, am Gesicht nur einen Halschutz und eine Metallbrille, Stirn und Wangen bleiben frei. Der Rest des Körpers ist dafür gut geschützt. Und die auszuführenden Hiebe seien exakt vorgegeben sowie stark begrenzt. „Wenn man alles richtig macht, kann

da gar nichts schiefliegen.“ Ein Satz, der hier öfter fällt.

Im Gegensatz zu anderen Kampfsportarten seien langfristige Schäden quasi ausgeschlossen. Was bleiben könnte, sind Narben auf dem Kopf, die legendären Schmissen. Früher wurden diese extra mit Rosshaaren oder Sand zum Entzünden gebracht, als Zeichen der Verbindungszugehörigkeit. „Heutzutage sind wir stolz, keinen Schmiss zu haben“, sagt Niels. Denn gerade das zeige, alles richtig gemacht zu haben.

Aber es kann eben auch falsch laufen. In einer Erlangerer Burschenschaft ist erst Mitte Februar 2023 eine Mensur lebensbedrohlich im Krankenhaus geendet. Gestorben ist keiner, aber warum machen sie das alles überhaupt?

„Die Mensuren schweißen zusammen, jeder von uns musste da genauso durch“, sagt Niels. Außerdem sei Fechten die Grundlage, gemeinsam Zeit zu verbringen. Mehrfach in der Woche hätten sie Paukstunden, so nennen sie das Training, da kämen alle zusammen, selbst die Bundesbrüder, die gar nicht mehr im Haus wohnten. „Wenn ich bei der Mensur einen Helm aufhabe, hätte ich gar kein Risiko mehr“, sagt Henri, „und dadurch auch keinen Anreiz, in dem Ausmaß zu trainieren, dass ich nicht getroffen werde.“

Doch es gibt noch mehr Gründe: Micha Munding, 23, studiert nach abgebrochenem Jurastudium Meeresbiologie in Gießen und ist dort in diesem Semester als Fechtwart in seiner Burschenschaft Alemannia für die Organisation von Paukstunden und Mensuren zuständig. Er sagt: Das Fechten diene auch dazu, bestimmte Charaktereigenschaften auszufiltern. „Zögerliche brauchen wir in unserer Verbindung nicht.“

Die Tage vor einer Mensur seien einfach Mist, da schlafe er schlecht, denke die meiste Zeit an nichts anderes. Sich dennoch der Mensur zu stellen, beweise, auch im sonstigen Leben Herausforderungen nicht zu scheuen. Micha erzählt von seiner letzten Partie, gegen einen Linkshänder habe er antreten müssen, immer ein Nachteil. Nach nur drei Runden sei die Mensur abgebrochen worden. Verletzungsfrei für ihn, blutend für den anderen.

Micha holt sein Handy raus, zeigt ein Foto, darauf der Kontrahent kurz nach seiner Behandlung. Sein gesamter Schädel ist verbunden, an der Seite ein großer Fleck, blutrot. Er zeigt noch ein Foto, gleicher Mensurtag, anderer Bursch, auch verletzt, Blut läuft an seiner Wange herunter, die Stirn ist nicht einmal verbunden.

„Rein sinngebunden kann es nicht zeitgemäß sein, sich mit scharfen Waffen aufs Gesicht zu schlagen“, sagt Micha. Er könne es nicht rational erklären, aber: „Es macht irgendwie Bock.“ Bei der Mensur sei jeder für einen da, jeder Zoff vergessen, er könne sich ausprobieren und messen.

Bald tritt er seine vierte Mensur an. Und plant schon jetzt, wen er danach noch freiwillig auffor-

dem könnte. Zusehen lässt Micha dabei nicht mal seine Familie, es könne eben doch was passieren. Seine Schwester dürfte auch gar nicht zugucken – denn sie ist kein Mann. Der Besuch von hochoffiziellen Veranstaltungen wie Mensuren ist, genau wie die Mitgliedschaft selbst, in den meisten Verbindungen nur Männern erlaubt.

Micha hat dafür verschiedene Erklärungen. „Manchmal sollten Männer einfach Männer sein können“, sagt er. Ohne anwesende Frauen könnten sie mehr sie selbst sein. Und: „Frauen müssten bei uns auch fechten. Dann wärst du entweder der Depp, der 'ne Frau verletzt hat – oder der, der von 'ner Frau fertiggemacht wird. Willst du beides nicht.“ Außerdem sei das Potenzial für Liebesdrama in gemischten Verbindungen viel höher. Homosexuelle Männer, sagt er auf Nachfrage, seien willkommen: „Dann müssen wir halt am Anfang dazusagen, dass sie hier mit keinem was anfangen sollen.“

Ob heutige Männerverbindungen in Zukunft gemischt werden könnten? Wohl nicht, solange noch genügend Burschen dem bestehenden Sys-

In den meisten Studentenverbindungen sind bei den Mensuren, wie die offiziellen Fechtkämpfe genannt werden, keine Frauen erlaubt

tem beitreten. In Gießen wie in Bochum versuchen sie den Spagat zwischen Zeitgemäßheit und Tradition zu meistern – vor allem, indem sie selbst überdenken, was noch up to date ist. Wie gut das funktioniert, messen sie hauptsächlich an dem Zulauf von neuen Mitgliedern.

Jedes neue Mitglied könne sofort demokratisch Veränderungen anregen, sagt Niels, und ein paar Kleinigkeiten seien auch schon verbessert worden. Doch wer Männerleben mit Mensurpflicht nicht unterstützt, wird diesen auch nicht beitreten. Grundsätzliche Strukturen lassen sich also schwer verändern.

Stattdessen ist es viel wahrscheinlicher, dass Mitglieder beitreten, die die alten Werte vertreten und konservativer sind. Für Verbindungen ist gerade das aber eine Gefahr. Spätestens seit 2011 eine Bonner Burschenschaft bei ihrem Dachverband, der Deutschen Burschenschaft (DB), beantragt hat, eine Art Ariernachweis einzuführen, müssen sich Verbindungen entscheiden: Sie sind entweder rechtsextrem oder distanzieren sich stark davon.



Etwa die Hälfte der Burschenschaften sind seitdem aus der DB ausgetreten. Michas Verbindung entschied sich kurz vor dem Bonner Vorfall für einen Austritt. Die aktiven der knapp 70 jetzt noch bestehenden DB-Burschenschaften seien seiner Meinung nach überwiegend „stramm rechts“ und fänden dieses Image auch noch ziemlich cool. Die Bochumer Studentenverbindung gehört als Landsmannschaft schon immer einem anderen Dachverband an. Von verfassungswidrigem Gedankengut würden sie sich deutlich distanzieren und sofort Hausverbot aussprechen, falls es zu einem Vorfall kommt. Das haben sie in der Vergangenheit auch schon getan. Die DB selbst reagierte auf keine Anfrage.

Während die verschiedenen Verbindungstypen in ihrer Entstehungsgeschichte abweichen, sind die Unterschiede heute geringer. Noch mehr als bei Landsmannschaften ist in Burschenschaften politisches Interesse, manchmal sogar eine Parteimitgliedschaft, verpflichtend. Konkrete Parteien sind dabei nirgendwo vorgegeben. Gerade die AfD scheint aber, wie sich an Werbungen in der DB-Mitgliedszeitschrift zeigt, durchaus an Kontakten in der Burschenschaft interessiert zu sein.

Die Bochumer Jungs kommen längst nicht so konservativ rüber, wie man sich das vorstellen würde. Sie alle wirken genauso cool wie die Texte auf ihrer Website, wie normale Studenten, die eben viel Zeit zusammen verbringen. In einem Haus, das – von Kneipsaal bis Kinoraum – gut veranschaulicht, wie Tradition und Moderne hier auseinander- oder zusammenfallen können.

Das Verbindungshaus ist alt, es hat noch einen Telefonraum, mittlerweile eine Rumpelkammer, außerdem Toiletten ohne Ende, auch extra für Damen, die bei weniger offiziellen Veranstaltungen durchaus gern gesehene Gäste sind. In der ersten Etage haben sie sich ein neues Kinozimmer eingerichtet, finanziert von den Ehemaligen, außerdem eine schicke Küche, im Keller entsteht gerade ein Discoroom. Und dann gibt es im Erdgeschoss den Kneipsaal, Kernstübchen und das Altertümlichste der ganzen Verbindung. Hier wird gefochten und getrunken. Im Keller gibt es sogar eine Zapfanlage.

Ob sie saufen bis zum Umfallen, wie man sich das stereotypisch vorstellt? Auf ihrer Website schreiben die Bochumer dazu: „Wir fallen nicht mehr um.“ Bei unserem Treffen ist die Antwort differenzierter: Auch wenn sie gern mal Bier tranken, sei das längst kein Muss mehr. „Ich habe ein Semester lang komplett auf Alkohol verzichtet“, sagt Mitbewohner Henri, „das war auch kein Problem.“

Während Micha über das gleiche Thema am frühen Nachmittag spricht, trinkt er ein großes, alkoholfreies Weizen. In seiner Verbindung werde durchaus getrunken, sagt er. Manchmal, um sich zu veröhnen, auch schnell auf ex. „Bierjunge“ würden sie das dann nennen. Aber das seien nur 0,25-Liter-Gläser. „Und wenn einer sich nur noch besäuft, sprechen wir den da auch drauf an.“

Der Umgang mit Alkohol scheint in Gießen und Bochum ähnlich wie unter den meisten Studierenden in Deutschland. Generell deckt sich vieles von dem, was Micha und Niels erzählen – aber nicht alles. Am Größten unterscheiden sich ihre Ansichten bei Jobvorteilen, die durch die Verbindungen entstehen.

Micha erzählt unter anderem von einem Ehemaligen aus der Politik. „Wenn der mal Stellen zu vergeben hat, schickt er uns die zu, sobald die veröffentlichungsreif sind. Ein, zwei Tage später werden die ohnehin veröffentlicht. Aber unsere Bewerbungen landen dann auf jedem Fall auf seinem Tisch und werden mit zuerst behandelt.“

Unfair findet er das nicht, sieht das eher als eine Win-win-Situation. „Natürlich ist das für die anderen ziemlich schlecht, wenn ich den Job nur dadurch kriege, dass ich den kenne. Aber das läuft doch überall so, in jedem Bereich bist du ohne Kontakte aufgeschmissen. Und die, die mich einstellen, wissen dann schon, dass sie sich auf mich verlassen können.“ Klar könne er auch wie andere hundert Bewerbungen schreiben. „Aber warum?“

Die Bochumer sehen das anders, Niels sagt: Dass Mitglieder einfacher an Jobs kommen, habe er bei ihnen noch nie erlebt. „Ich will ja auch eine Stelle kriegen, weil ich sie verdient habe, und nicht nur, weil ich die Person kenne, die sie vergibt.“

Den Grundsatz, der hinter beiden Jobvorteilen steht, gibt es aber in etwaigen Verbindungen. Sie nennen ihn Lebensbundprinzip, es geht darum, dass jeder sein Leben lang in der Verbindung bleibt. Die Vorteile davon können auch ganz un-kritisch sein: Letztens beispielsweise habe er einen Ehemaligen mit zwei Dokortiteln und drei Professuren getroffen, um Probleme mit seinem Nebenfach Chemie zu klären, erzählt Micha.

Was diesen lebenslangen Zusammenhalt stärkt, ist auch das Fechten. Was ihn sichtbar macht, ist die Couleur, das Verbindungsdress. Selbst wenn einer Jahre weg gewesen sei, können sie an seinem Band sofort erkennen, dass er zu ihnen gehört, sagt Niels. Ob er mal zeigen kann, wie er in Couleur aussieht? Aber klar!

Er verschwindet für fünf Minuten, dann kommt er wieder, gekleidet wie im Film. Anzugschuhe, Anzughose, Hemd, Weste, Sakko. Über die rechte Schulter sein Band, blau-weiß-schwarz, Verbindungsfarben. Unten dran ein mehrere Zentimeter großer Knopf mit Wappen der Landsmannschaft. Der sei aus Echtsilber, sagt Niels, genau wie die Außenhaut des Bandes. An seiner Hose hängt eine Art Mini-band, das sei der Bierzipfel, ebenfalls klassischer Bestandteil der Couleur. Und dann hat er noch die Mütze, die kann jeder sofort erkennen.

In der Nachkriegszeit hätten sie das Band immer in der Uni tragen müssen, sagt Niels, bis zum Anfang des 21. Jahrhunderts auch noch im Haus. Mittlerweile zieht er sein Verbindungsdress nur noch ein paar Mal im Semester an. Ansonsten kleidet er sich wie jeder andere Student – in Jeans und Hoodie.

Unnötig blutige Tradition? Statt einem Helm tragen die Männer am Gesicht nur eine Metallbrille und einen Halsschutz

„Wird sich wenig ändern“

Deutsche Studentenverbindungen sind grundsätzlich konservativ und haben ein Nachwuchsproblem, sagt Rechtsextremismusforscher Bernhard Weidinger

Interview **Joscha F. Westerkamp**

taz: Herr Weidinger, welche Funktionen erfüllen Studentenverbindungen heute?

Bernhard Weidinger: Die zentrale Funktion von Verbindungen heutzutage ist der Selbsterhalt. Wir sprechen von sehr wenig dynamischen Organisationen, die teilweise seit Jahrzehnten mit Nachwuchsproblemen zu kämpfen haben. Da steht die Traditionspflege im Vordergrund. Daneben gibt es natürlich den sozialen Aspekt, also die Kneipen, die Feste.

Für schlagende Verbindungen ist auch das Fechten von großer Bedeutung. Ist das noch zeitgemäß?

Das lässt sich sicher diskutieren. Meines Erachtens sollte im 21. Jahrhundert die Frage der Sittenwidrigkeit studentischer Fechtrituale neu erörtert werden. Das darf bis heute maßgebliche BGH-Urteile stammen aus den frühen 1950ern. (Laut dem Urteil ist die Einwilligung in Körperverletzungen bei Fechtkämpfen nicht sittenwidrig, d. Red.)

Verbindungsstudenten sagen, dass die Mensur mittlerweile harmloser sei als ein Boxkampf. Finden Sie das auch?

Der Vergleich mit dem Boxen an sich ist schon schief, weil es sich bei der Mensur nicht um einen sportlichen Wettkampf, sondern um ein Männlichkeitsritual handelt, das aus dem Verletzungsrisiko überhaupt erst seine Bedeutung zieht. Wie hoch das Risiko ist, hängt ab vom jeweils geltenden Regelwerk. Aber aufgeschlitzte Wangen und offene Arterien zählen sicher nicht zu den typischen Körperverletzungen.

Kommen solche Verletzungen noch häufig vor?

Ein derartiger Fall aus Erlangen hat vor Kurzem einmal mehr gezeigt, dass große Bemühungen unternommen werden, solche Vorfälle geheim zu halten. Man verarztet die Verletzungen direkt am Haus oder stellt dort, wo das nicht mehr geht, mit bekanntem Klinikpersonal Einvernehmen her, dass nichts an die Polizei gemeldet wird. Insofern ist davon auszugehen, dass es eine erhebliche Dunkelziffer gibt.

Wie viel hat sich in den letzten 50 Jahren überhaupt beim Fechten verändert?

In meiner Wahrnehmung kaum etwas. Dort, wo das Fechten

identitätsstiftend ist, sind auch gerade die Pflege der Tradition und die Nichtveränderung des Rituals identitätsstiftend. Wenn man in größeren Zeiträumen denkt, sagen wir 100 Jahre, kann man schon feststellen, dass deutlich weniger gefochten wird und wohl auch weniger Unfälle passieren.

Und wie reformfähig sind Studentenverbindungen insgesamt?

Es gibt Verbände, wo es eine vergleichsweise hohe Bereitschaft gibt, sich ändernden Zeiten anzupassen. Und andere, wo genau das ganz grundsätzlich abgelehnt wird, wo man stolz darauf ist, an Formen und Ideen des 19. Jahrhunderts festzuhalten. Die Deutsche Burschenschaft wäre ein Beispiel für Letzteres.

Die sticht auch durch rechtsextreme Einstellungen heraus. Aber sind Burschen anderer Verbände so viel weniger rechts, wie sie behaupten?

Gerade in Deutschland gibt es ein erhebliches Spektrum, das von liberal bis rechtsextrem reicht. Im Schnitt wird man das Verbindungsstudententum jedenfalls rechts der studentischen Mitte verorten können.

Die meisten Verbindungen sind als Männerbünde organisiert. Es gibt aber auch gemischte Verbindungen. Sind sie die Zukunft?

Bei gemischten Verbindungen ist über die letzten Jahrzehnte kein besonderes Wachstum zu beobachten. Auch wenn man in die USA schaut, wo es ein noch lebendigeres Verbindungsleben gibt als hier, sieht man zwar gemischte Verbindungen, aber die Regel sind sie nach wie vor nicht. Es ist offensichtlich so, dass die Geschlechtshomogenität für viele der Mitglieder auch ein Motiv ist, überhaupt in eine Verbindung einzutreten.

Wie könnten sich Studentenverbindungen in Zukunft entwickeln?

Eine Entwicklung könnte hingehen zu einem amerikanischen Modell, bei dem das Feiern sehr stark im Vordergrund steht. Insgesamt erwarte ich aber, dass sich im Verbindungsleben relativ wenig verändert. Strukturkonservatismus ist Teil seiner DNA.

Alte Herren

Studentenverbindungen finden schwer neue Mitglieder. Die meisten werben deshalb mit günstigem Wohnraum. Selbst im Zentrum großer Städte zählt man für ein Zimmer im Verbindungshaus oft nicht mehr als 200 Euro pro Monat. Finanziert wird das Ganze von den Ehemaligen: Wer sein Studium abgeschlossen hat, bleibt als sogenannter Alter Herr in der Verbindung. Der zahlt einen jährlichen Mitgliedsbeitrag für die – als Verein organisierte – Verbindung, um Renovierungen, Anschaffungen oder Aktionen für die Aktiven zu finanzieren. Das Haus gehört in der Regel dem Verein. Neben Männerbünden gibt es auch Damenverbindungen. Die sind allerdings oft erst zehn, zwanzig Jahre alt und haben keine eigenen Häuser. (taz)



Dr. Bernhard Weidinger ist Politikwissenschaftler und Rechtsextremismusforscher. Er arbeitet am Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes in Wien.



Alte Bänder und Mützen erinnern an ehemalige Mitglieder der Studentenverbindung in Bochum